



LINDA LAEL
MILLER

Wohin das Glück
uns führt



ROMAN

dreiunddreißig Jahre alt, ein Mitglied der Anwaltskammer von Montana und gleichberechtigter Partner im Familienunternehmen. »Cathy liegt mir am Herzen«, erwiderte er gelassen, als würde das alles rechtfertigen. »Was hätte ich denn tun sollen? Tatenlos zusehen, wie Libby und Stacey sie aufreiben und aus ihr ein emotionales Wrack machen?«

Cleave seufzte tief und sank auf den üppig gepolsterten Drehstuhl hinter seinem Schreibtisch. »Ich liebe Cathy auch«, meinte er schließlich. »Aber für diesen Schlamassel trägt Stacey die Verantwortung, nicht Libby. Verdammt, nach dem, was Ken erzählt hat, musste sie die Hölle durchmachen. Sie war mit einem Mann verheiratet, der in jedem Bett geschlafen hat, nur nicht in seinem eigenen. Und sie musste zusehen, wie ihr neunjähriger Stiefsohn ganz allmählich starb. Und dann kommt sie nach Hause, sehnt sich nach ein bisschen Frieden – und was kriegt sie? Nichts als Ärger!«

Jess senkte den Kopf und wandte sich ab, gab vor, nach seinem Scotch zu greifen. Er hatte von ihrer miesen Ehe gewusst – Ken hatte den Tag, an dem Aaron Strand das Licht der Welt erblickt hatte, schließlich oft genug verflucht. Aber von dem kleinen Jungen hatte ihm niemand erzählt. Mein Gott, er hatte es nicht gewusst.

»Vielleicht konnte Strand nicht in seinem eigenen Bett schlafen«, meinte er aus einer Gemeinheit, die er seit Libbys Rückkehr in sich spürte, heraus. »Womöglich lag Stacey schon drin.«

»Genug!«, brüllte der Senator mit einer donnernden Stimme, die selbst Präsidenten hätte erzittern lassen. »Ich mag Libby, und ich möchte nichts mehr darüber hören. Weder von dir noch von deinem Bruder! Habe ich mich deutlich ausgedrückt?«

»Mehr als deutlich«, antwortete Jess, der bemerkte, dass er den Scotch nun doch wieder in der Hand hielt und sich moralisch verpflichtet fühlte, wenigstens einen Schluck von diesem Zeug zu nehmen. Der Geschmack erinnerte ihn an verbranntes Gummi, doch da der Alkohol die tobenden Dämonen in seinem Kopf zu beruhigen schien, leerte er das Glas und goss sich einen weiteren Drink ein.

Er war fest entschlossen, sich zu betrinken. Das hatte er seit der Highschool nicht mehr getan, aber plötzlich schien es ihm erstrebenswert. Vielleicht würden einzelne Körperteile von ihm dann aufhören, bei dem kleinsten Gedanken an sie steif zu werden. Vielleicht würde er dann aufhören, sich nach ihr zu sehnen.

Und nach allem, was er nachmittags am Teich zu ihr gesagt hatte, wollte er auf keinen Fall länger als unbedingt nötig nüchtern bleiben. »Was meinstest du damit«, wagte er nach seinem vierten Drink zu fragen, »dass Libby zusehen musste, wie ihr Stiefsohn starb?«

Hinter ihm am großen Schreibtisch raschelte Papier. »Stacey sagte, das Kind habe Leukämie gehabt.«

Jess schenkte sich noch einmal ein und schloss gequält die Augen. Oh Libby, dachte er. *Es tut mir leid. Mein Gott, es tut mir so leid.* »Stacey muss es ja wissen«, sagte er stattdessen voller Bitterkeit.

Einen kurzen Moment lang herrschte ohrenbetäubendes Schweigen. Jess erwartete, dass sein Vater sich in eine seiner berüchtigten Schimpfkanonaden erging, und war umso

überraschter, als der Mann seufzte. Dennoch trafen Jess seine Worte wie ein Blitz.

»Der Alkohol wird nichts an der Tatsache ändern, dass du Libby Kincaid liebst, Jess«, eröffnete er ihm in aller Seelenruhe. »Und wenn du ihr und dir das Leben zur Qual machst, wird das auch nichts daran ändern.«

Lieben? Libby Kincaid? Unmöglich. Die seltsamen Bedürfnisse, die ihn jetzt beherrschten, wurzelten in seiner Libido, nicht in seinem Herzen. Sobald er sie gehabt hätte – und das würde er, um nicht durchzudrehen –, wäre ihr Bann über ihn gebrochen. »Ich habe noch nie im Leben eine Frau geliebt.«

»Du Dummkopf! Seit du sieben Jahre alt bist, hast du nur eine einzige Frau geliebt: Libby. Sieben Jahre auf den Tag, wenn du es genau wissen willst.«

Jess drehte sich um und betrachtete seinen Vater fragend. »Wovon zum Teufel redest du da eigentlich?«

»Von deinem siebten Geburtstag«, erinnerte sich Cleave, und Jess sah ihm deutlich an, dass er mit den Gedanken weit weg war. »Deine Mutter und ich haben dir ein Pony geschenkt. Als du Libby Kincaid das erste Mal sahst, warst du auch schon aus dem Sattel gesprungen und hast ihr hineingeholfen.«

Die Erinnerung kam mit voller Wucht zurück: ein geschecktes Pony. Die Ankunft des neuen Vorarbeiters. Das kleine Mädchen mit den dunkelblauen Augen und dem Haar in der Farbe von Mondlicht im Winter. Den ganzen Nachmittag hatte er damit verbracht, Libby durch den Garten zu begleiten, hatte sich damit zufriedengegeben, zu Fuß zu gehen, während sie ritt.

»Was, glaubst du, würde Ken sagen, wenn ich hinüberginge und seine Tochter sehen wollte?«, erkundigte sich Jess.

»Nach dem heutigen Tag kann ich mir gut vorstellen, dass er dich mit der Schrotflinte erwarten würde.«

»Das könnte durchaus sein. Aber ich glaube, ich werde das Risiko eingehen.«

»Für heute hast du schon genug Schwierigkeiten gemacht«, widersprach ihm sein Vater, dem Jess' berauschter Zustand nicht entgangen war. »Libby braucht Zeit, Jess. Sie muss in der Nähe von Ken sein. Wenn du klug bist, dann lässt du sie in Ruhe, bis sie ihre Gefühlswelt in Ordnung gebracht hat.«

Jess wollte nicht, dass sein Vater recht hatte. Nicht dieses Mal. Doch er wusste, dass es so war. Sosehr es ihn drängte, zu Libby zu gehen und die Dinge geradezurücken: Tatsache war, dass er der letzte Mensch auf Erden war, den sie sehen musste oder wollte.

»Besser?«

Libby lächelte Ken an, als sie die Küche betrat, frisch geduscht und eingehüllt in den kuscheligen, vertrauten Bademantel aus Chenille, den sie in den Tiefen ihres Schrankes gefunden hatte. »Viel besser«, bestätigte sie leise.

Ihr Vater stand am Herd und rührte in einer vom Feuer geschwärzten, gusseisernen Pfanne.

Libby schlurfte zum Tisch und setzte sich. Es tat gut, zu Hause zu sein. Wieso war sie

nicht schon früher gekommen? »Was auch immer du da kochst, es riecht gut.«

Ken strahlte. In seinen Jeans und in dem Westernhemd wirkte er am Herd völlig fehl am Platz. Eigentlich hätte er irgendwo draußen an einem Lagerfeuer hocken und Bohnen in einem Emailletopf umrühren müssen, überlegte Libby verträumt.

»Das hier ist meine weltberühmte Red-Devil-Soße«, erklärte er grinsend, »für die ich bekannt und geschätzt bin.«

Libby lachte, und vor Freude darüber, dass sie endlich daheim war, wurden ihre Augen ganz feucht. Sie eilte zu ihrem Vater und umarmte ihn, denn sie hatte das Bedürfnis, wenigstens für einen winzigen Moment wieder sein kleines Mädchen zu sein.

3. Kapitel

Beinahe hätte Libby sich an Kens Tacosoße verschluckt. »Hattest du gesagt, dass du für dieses Zeug bekannt bist und geschätzt wirst? Wohl eher bekannt und gefürchtet!«

Ken lachte beim Anblick ihrer tränenden Augen und dem hochroten Gesicht leise in sich hinein. »Der Name ›Red Devil‹ hätte dir eine Warnung sein müssen, Spätzchen.«

Libby murmelte etwas vor sich hin und nahm paradoxerweise noch einen Bissen von ihrer prall gefüllten Taco. »Ab jetzt«, sagte sie kauend, »werde ich mich ums Kochen kümmern.«

Ihr Vater tippte sich zwinkernd mit einem schwieligen Zeigefinger an die Schläfe.

»Du hast mich absichtlich ausgetrickst!«, rief Libby.

Schmunzelnd zuckte er mit den Schultern. »Das Gesetz des Wilden Westens, Süße. Meckere über das Essen und schwupp – schon bist du der Koch!«

»Wenn man es genau nimmt«, ruderte Libby unschuldig zurück, »ist diese Soße gar nicht so schlecht.«

»Zu spät«, erwiderte Ken. »Du hast schon gegen das Gesetz verstoßen.«

Libby legte ihren Taco auf ihren Teller und hob beide Hände, als würde sie sich ergeben. »Schon gut, schon gut – aber hab etwas Erbarmen, ja? Ich habe unter Städtern gelebt!«

»Das ist keine Entschuldigung.«

Libby zuckte mit den Schultern und nahm ihren Taco wieder auf. »Ich habe dich gewarnt. Hast du eigentlich die ganze Zeit über selbst gekocht und sauber gemacht?«

Ken schüttelte den Kopf und lehnte sich in seinem Stuhl zurück, die Daumen hinter seine Gürtelschnalle geklemmt. »Nein. Die Haushälterin der Barlowes schickt gelegentlich ihre Mannschaft hierher.«

»Und was ist mit dem Essen?«

»Meistens esse ich mit den Jungs im Küchenhaus der Ranch.« Er erhob sich und füllte zwei Tassen mit Kaffee. Als er sich wieder umdrehte, schaute er ernst drein. »Libby, was ist heute passiert? Was hat dich so sehr aus der Bahn geworfen?«

Libby wandte die Augen ab. »Ich weiß nicht«, log sie ihn lahm an.

»Verdammt noch mal, das weißt du sehr wohl. Du bist in Ohnmacht gefallen, Libby. Als Jess dich hier hineingetragen hat, habe ich ...«

»Ich weiß«, unterbrach sie ihn sanft. »Du hattest Angst. Es tut mir leid.«

Vorsichtig, so als fürchtete er, sie fallen zu lassen, stellte er die dampfenden Tassen auf dem Tisch ab. »Also, was ist passiert?«, beharrte er und ließ sich wieder auf seinem Stuhl nieder.

Libby schluckte hart, doch der Kloß, den sie in ihrem Hals spürte, wollte einfach nicht verschwinden. Da sie wusste, dass sie diese Unterhaltung nicht ewig würde aufschieben

können, überwand sie sich und antwortete: »Es ist kompliziert. Letzten Endes läuft es darauf hinaus, dass Stacey diese ganzen Lügen über mich verbreitet hat.«

»Und?«

»Und dass Jess ihm glaubt. Er sagte ... Er hat einige Dinge zu mir gesagt und ... na ja, das muss mich emotional sehr mitgenommen haben. Da bin ich eben umgekippt.«

Gedankenverloren drehte Ken seine Tasse zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her, sodass Kaffee herausschwappte und einen Fleck auf der Tischdecke hinterließ. »Erzähl mir von Jonathan«, sagte er mit sanfter Stimme.

Die Tränen, die sich dieses Mal in Libbys Augen sammelten, hatten nichts mit der Schärfe der Red-Devil-Soße ihres Vaters zu tun. »Er ist gestorben«, brachte sie erstickt hervor.

»Das weiß ich. Du hast mich in der Nacht, als es passiert ist, angerufen, erinnerst du dich? Ich frage mich vielmehr, warum du nicht wolltest, dass ich zu dir fliege und dir helfe, alles zu regeln.«

Libby senkte den Kopf. Jonathan war nicht ihr Sohn gewesen, sondern Aarons aus einer früheren Ehe. Und obwohl schon Monate vergangen waren, hatte der Verlust des Kindes ihr eine tiefe Wunde geschlagen, die noch immer nicht verheilt war.

»Ich wollte nicht, dass du aus nächster Nähe Einblick in meine Ehe bekommst«, gab sie unter großen Schwierigkeiten zu. Und voller Scham, die sie nicht loszuwerden schien.

»Wieso nicht, Libby?«

Libbys Lachen hätte genauso gut ein Schluchzen sein können. »Weil sie furchtbar war«, antwortet sie ihm.

»Von Anfang an?«

Sie zwang sich, dem ruhigen Blick ihres Vaters zu begegnen. Dass er vieles über ihre Ehe aus ihren seltenen Anrufen und noch selteneren Briefen herausgelesen hatte, war ihr wohl bewusst. »So gut wie«, bestätigte sie traurig.

»Erzähl mir davon.«

Libby wollte nicht an Aaron denken, geschweige denn mit ihrem Vater über ihn sprechen. Ken würde einiges einfach nicht verstehen. »Er ... Er hatte ... Affären.«

Ken schien nicht überrascht. Hatte er das etwa auch geahnt? »Sprich weiter.«

»Ich kann nicht!«

»Doch, du kannst. Wenn es dir im Augenblick zu viel ist, ist das in Ordnung. Ich werde dich nicht drängen. Aber je früher du dir das von der Seele sprichst, Libby, desto besser wird es dir gehen.«

Als sie bemerkte, dass ihre Hände verkrampft in ihrem Schoß lagen, versuchte sie, sich zu entspannen. Die Stelle an ihrem Finger, an der Aarons protziger Ehering gewesen war, leuchtete noch immer weiß. »Es war ihm egal«, klagte sie leise flüsternd. »Es war ihm wirklich egal ...«

»Das mit dir?«

»Das mit Jonathan. Dad, sein eigener Sohn war ihm völlig egal!«

»Wie meinst du das, Spätzchen?«